



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hohrath, Clara: Im alten Brüssel : (Fortsetzung). 4

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Herzchen aus blauem Glas ohne Wert. Daraus ist wohl nicht viel zu entnehmen. Ich mußte blaß geworden sein, mein Herz war plötzlich schwer geworden, meine Hand faßte unbewußt an den Tisch. — Sie haben diesen Mann gekannt? fragte mich der Lazarettverwalter. — Ja, allerdings. Das war der Unteroffizier Haber von der zweiten Korporalschaft der zweiten Kompagnie, einer der besten Soldaten des Regiments und für mich der beste Kamerad. Schade um diesen Mann. Kann ich den Kompagnieknopf zur Erinnerung mitnehmen? Und sagen Sie mir die Nummer seines Grabes, das verdient einen Lorberkranz.

Aus spätern Erkundigungen machte ich mir folgendes Bild von der schweren Verwundung meines Freundes. Als bei dem großen Artilleriekampf des 16. Januar unser Bataillon hart über der Visaine auf einer Anhöhe als Batteriebedeckung lag, war es dem Granatfeuer ausgesetzt; die meisten Geschosse gingen in den unbesetzten Wald hinter unsrer Stellung, andre krepiereten im tiefen Schnee; immerhin fielen sie an einigen Stellen so dicht, daß Schnee und Erde wie von einem Riesenschlag aufgewühlt waren. Die Truppen änderten mehrmals ihre Stellungen, wo sie gerade waren, traten sie abwechselnd lange Kreiswege im Schnee, um sich zu erwärmen, und standen dann wieder bei den Gewehren, die zusammengesetzt waren. Gegen Abend nahm die Müdigkeit überhand, und manche legten sich in den Schnee, wo sie gerade standen. Um sieben Uhr kam die Ablösung und der ersehnte Ruf: An die Gewehre! Da blieb Haber, der sonst der erste und der schnellste war, lautlos liegen. Man hob ihn auf und fand ihn im Blute liegen; ein verrirter Granatsplitter hatte ihm durch den Helm durch den Schädel über dem linken Ohr eingedrückt. Er wurde bewußtlos hinter die Front gebracht. Einige Tage darauf wurde der Kompagnie mitgeteilt, daß er mit einigen andern das Eiserne Kreuz erhalten habe, und der Hauptmann schloß daran warme Worte und Wünsche für ihn.

Ich selbst habe in dem Sommer nach dem Kriege eine Gelegenheit benutzt, die mich in die Nähe seines Heimortes führte, diesen zu besuchen und mich nach etwaigen Verwandten von ihm zu erkundigen. Ich hörte nur von ganz entfernten, die sich nie um ihn gekümmert hätten. Dagegen sei ein Mädchen dagewesen, mit dem Haber als Waise erzogen worden sei, das habe sehr an ihm gehangen; nach der Todesnachricht habe sie ihren Dienst gekündigt und sei ohne Aufsehen weggegangen; soviel man wisse, habe sie in der Schweiz einen andern Dienst angenommen.



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

4



Deute trag ich den Band ins Volkshaus zurück, willst du mit? fragte Domke.

Und ob sie wollte! Die große Maison du Peuple flößte ihr Respekt und Neugier und sogar etwas Grauen ein.

Schon wieder einen Band aus? Junge, Junge, was bist du für eine Leserratte. Wenn du so weiter machst, bist du bald reif für unsre gelehrtesten sozialistischen Abhandlungen. Na, kommt nur mit. So sagte der Portier, Domkes Better.

Und die Kinder stiegen hinter ihm her die breiten Treppen hinauf und gingen die langen Gänge entlang, die eben aufgewaschen wurden. Da war alles aus

Stein oder Eisen, alles sauber, nackt und kahl. Zwei alte Putzfrauen und der Herr Portier selbst schrubbten unaufhörlich den Boden sauber, auf den Gängen und in all den kleinen und den großen Sälen. Aber am Abend, das wußte Fintje wohl, da kamen die vielen Männer wieder und klapperten mit den Holzschuhen und den drecküberzognen Stiefeln über diese saubern Dielen und in die Säle, die ausfahen wie die Klassenzimmer einer Schule. Und all die vielen Männer traten mit ihren schmutzigen Schuhen in den großen Festsaal, wo auf der Bühne Theater gespielt wurde von richtigen Menschen anstatt von hölzernen, und die schmutzigen Schuhe gingen auch die eiserne Wendeltreppe hinauf, auf die große Plattform des Daches. Die war mit Riez bestreut wie die Wege eines Gartens. O, wenn das Volkshaus ihr gehörte, dachte Fintje, sie würde da oben Bäume und Blumen pflanzen und künstliche Lauben aufrichten, daß es aussähe wie ein herrlicher Garten. Oder würden am Ende die schmutzigen Schuhe die Blumen zertreten und die Lauben umstoßen? War es darum hier oben so kahl, nichts als Steine und ein eisernes Gitter ringsum?

Gedankenvoll trabte sie hinter Domke und dem Herrn Portier her. Heute war der gut aufgelegt, er hatte seinen Besen weggestellt und ließ sie in alle Säle hineinschauen.

Einundzwanzig Vereine haben wir hier, rühmte er, einundzwanzig sozialistische Vereine. Und während der großen Unruhen haben sich fünftausend Personen in den großen Festsaal eingedrängt, fünftausend, und zu denen sprach unser großer Van der Welde. Und wie die zuhörten, die fünftausend!

Aber nun standen sie vor dem kleinen Festsaal, wo die Hochzeiten und die Familienfeste abgehalten wurden, Fintje war schon früher darin gewesen. Und während sich nun der Schlüssel im Schloß drehte, zog sie ängstlich die glatte Stirn kraus und ballte in der Erregung die Hände zu Fäusten. Denn darin war es ja, das Große, Gespenstische, das ihr früher einmal solchen Schreck eingejagt hatte! Sie wollte diesmal nicht hinsehen, ganz gewiß nicht. Nun hatte sich die Tür geöffnet, und sie lief gleich auf die andre Seite, dorthin, wo die bunten, großen Bilder hingen. Die waren traurig wie Großmutter's Geschichten. O, und so häßlich! Frauen mit grünen, hungrigen Gesichtern, tote Kinder im Schoß, und Männer, die sich die Fäuste an die Stirn preßten, und Greise, die auf den Knien lagen und weinten. Das sind die Elenden, denen geholfen werden muß, sagte der Portier, und Domke nickte, er kannte die ja aus seinen Büchern.

Es ist schön und ausdrucksvoll gemalt, ganz nach dem Leben!

Aber Fintje fand es nicht schön, all das Gräßliche. Nur einmal sich umdrehen hätte sie mögen nach dem, was sie hinter ihrem Rücken wußte, es zwang sie förmlich, nach dem andern, dem Großen —

Nun war es geschehen, die gespenstische Erscheinung sah sie an aus zwei ernstern, traurigen Augen; warnend war der Zeigefinger erhoben. Aus dem kleinen Nebenraum schaute es in den Saal herein durch den großen fensterähnlichen Ausschnitt in der weißgealkten Mauer, ein blaßes, müdes, schönes Gesicht, wie die kleine Kellerratte im Leben noch keins gesehen hatte. War so schreckhaft, als es in ihrer Erinnerung gelebt hatte, war diese Erscheinung nun doch nicht. Sie selbst war wohl unterdessen größer und mutiger geworden. Sie konnte hinsehen, ohne mit der Wimper zu zucken, in dieses große, ernste, blaße Gesicht. Fintje, Fintje, bist du auch ein gutes Kind? fragte der erhobne Zeigefinger. Aber richtig böse war er doch nicht auf sie, immer näher getraute sie sich zu ihm hin, ganz dicht stand sie endlich vor ihm. Ihre Augen wurden still und nachdenklich. Wie war der schöne große Mann, dessen Gesicht aus der weißen Wand herausstrahlte, der keinen Rahmen um sich hatte und also auch kein Gemälde war, wie mochte er wohl hier hereingekommen sein in das Haus der langen Gänge, die ewig gepuzt werden mußten, warum sah er unverwandt in diesen Saal herein, wo die häßlichen Bilder hingen, und wo des Abends die Männer mit den schmutzigen Schuhen

hereinkamen? Ob ihm nicht ungemütlich wurde in dem kleinen, kahlen, weißen Zimmer, diesem armen, festgebannten Gespenst? Denn sicher war es ein Gespenst, wie sie in den Märchen vorkamen.

Warum wohnt „das da“ ganz allein in der kleinen Stube? fragte Fintje mit verhaltener Stimme den Herrn Portier, der hier zuhause war und alles wußte.

Das ist unser berühmter Christuskopf, ungeheure Dimensionen, ein Meisterwerk, extra von Léonard, dem Schüler des Wierz für uns gemalt.

Also doch nur gemalt, kein wirkliches Märchengespenst! Eigentlich tats ihr Leid, wenns auch recht beruhigend war.

Und ich möcht doch, das Gesicht wäre am Leben, sagte sie mit einem kleinen Seufzer.

Kindergeschwätz, sagte der Portier, der alles wußte, und dann mußten sie beide hinaus aus dem Saal und dem Volkshaus, denn der Wetter wollte weiterpuhen.

5

Sonntag Nachmittag im Quartier des Marolles.

Niemand in den Häusern. Nur die Schenken sitzen gedrängt voll. Die alten Leute, die Kränklichen und die Weiber sonnen sich vor ihren Häusern, schwagen und rauchen.

Die Burschen mit ihren Schätzen und die jüngern Ehepaare sind mit Kind und Kegel ausgezogen aufs Land, vor die Stadt hinaus. Nicht mehr nach der Verte Alleie wie in alten Zeiten, aber hinüber durch lange gepflasterte Straßen nach „Uccle“ und dem „Fort Jacot,“ wo gute Wirtschaften ihnen winken, wo sie in Wald und Feld die Moderluft städtischer Armut aus Haar und Kleidern lästern. Paarweise und in ganzen Gruppen ziehn sie aus. Erstaunlich ist es anzusehen, wie leicht sie alle den grauen Alltag abzuschütteln gewußt haben, wie sie plötzlich wohlhabenden Bürgern zum Verwechseln ähnlich sehen, diese armen Marolliens, wenn sie im hellen Sonnenschein des Sonntagnachmittags ausziehen auf die Jagd nach dem Vergnügen.

Sogar den in sich gekehrten Domke wollte es heute nicht in der Stube dulden. Er löschte die Lampe aus, die ihm die Seiten seines Buches mit ihrem gelben, müden Alltagslicht beleuchtet hatte. Draußen schien die Sonne, draußen war es Sonntag.

Domke stülpte seine Schütermütze auf und zählte die wenigen Sous aus seiner Tasche.

Wenn er das Fintje mitnähme, was würde das für verzückte Gesichtser schneiden! Und das Geld reichte eben für zwei.

Auf der alten Bank vor dem Hause saß die Hexe aus dem Pouchenellekeller und ließ sich von der Sonne bescheinen. Niemand saß bei ihr. Wer von den Weibern der Windengasse hätte neben der unheimlichen Alten sitzen mögen, die nichts vom Schwagen, nichts vom Vergnügen hielt, die gleich von Menschen und Dingen die bösen Seiten sah, keine Freude am Leben hatte und ihren starren Willen nie beugen wollte, nicht einmal vor dem lieben Gott!

Auch Fintje hatte nicht bei der Großmutter ausgehalten. Sie stand an der Ecke des Windengangs und der Hoogstraat und drehte den Kopf bald nach links, bald nach rechts. Die Kameradinnen waren alle auf und davon. Sie sprangen und tanzten wohl hinter irgendeiner Musikbande her, die zu erlauschen sie versäumt hatte. Eben wollte sie auf gut Glück die Hoogstraat hinunterrennen, da hörte sie Domkes Stimme.

Fintje, willst du mit?

Wohin?

Na, in den „Jardin rompu,“ ins Konzert.

Ich in den Jardin rompu? Ich?

Sie kreischte laut auf in ihrem freudigen Schreck.

O du! rief sie begeistert und warf beide Arme Domke um den Hals und küßte in das blasse Knabengesicht, wo es eben hintraf.

Laß doch! wehrte dieser unwillig und schob sie hastig von sich, wobei er um sich schielte, ob er auch keine Zuschauer bei dem unerwarteten Überfall gehabt hätte. Benimm dich doch anständig, mahnte er weise.

Aber Fintjes Freude ließ sich so schnell nicht dämpfen. Während sie nun strahlenden Auges neben ihm hertänzelte, packte sie ihn plötzlich am Arm und sagte: Du, Domke, halt dich recht gerade, streck dich ein bißchen, daß du aussiehst wie ein Erwachsener, ich bin auch nicht mehr so gar klein, da halten sie uns am Ende für Liebesleute im Jardin rompu und sagen: „Ach, da kommt wieder etner mit seinem Schatz.“ Och! Und Fintje kreischte wieder ebenso laut und ausgelassen auf wie vorhin.

In der alten Wirtschaft zum Jardin rompu spielte ein vollständiges Musikorchester vom hellen Mittag bis in die halbe Nacht hinein für fünf Franken. Und die Marvelliens hießen dieses lärmende Gedudel Konzert, saßen vor ihren Gläsern und waren guter Dinge.

Domke und Fintje aber waren von allen wohl die wenigst geschwätzigen, die andächtigsten Zuhörer. Und sie hielten lange aus vor ihren zwei leeren Gläsern, bis die Lampen angezündet wurden, und die Gesellschaft intimer wurde, und alles zusammenrückte um einen großen Tisch.

Susse Peperkoef wollte jetzt ein Lied vortragen, er sprang auf den Tisch und reckte die kurze, schwächliche Gestalt. Auch Domke und Fintje waren aufgestanden und drängten sich näher zu dem Tisch. Mit erstaunlich kräftiger Stimme begann der Kleine auf dem Tisch sein Lied:

Pitje Lamin voyait volontiers Nelle,
Tous les dimanches 'y z'alliont fair'un tour;
De tout' les fill' elle était la plis belle ...
On l'appelait: Nelleke Perle Amour!
Mo l'pir 'de ça Nelleke était fière,
Pitje Lamin c'était qu'un pouv' garçon ...
Y savait pas r'habiller es'ma chère,
Pou la jeuness' c'est un' fameus' leçon ...

Was gemeint sei mit dieser fameus' leçon, verstanden die Hörer nicht, aber der Name Nelleke Perle Amour gefiel und rief ein Lächeln auch auf den stumpfsinnigsten Gesichtern wach.

Un rich'gaillard tout proch' dans s'voisinage,
A Perl' Amour donnait des liards plein s'main,
Alours es' cœur y s'a mit en voyage ...
Ell' voulait plis del' pouv' Pitje Lamin.
Mamzell'à c'theur'elle était bien trop fière,
Ell' duvait êt'el ma cher' d'in baron ...
Ell' oûrait pas mêm' dit bonjour à s'mère;
Pou la jeuness' c'est un' fameus' leçon ...

Das Lächeln war erstorben. Berächtlich sahen sie einander an: Das ist etne, diese Stolge, psui!

Vlà l'pouv'Lamin dans des tribels affaires,
Y vent s' fair'mort, y vent toujours s'nier,
Vlà qui s' r'engag' dedans les militaires ...
Y disait: là j' pourrai tout r'oublier ...
Deux ans plis tard, Nelle n'était plis fière,
Paro'que s'richard, es'égrand lâch' de baron,
Avec un p'tit la plautaid dans l'misère ...
Pou la jeuness' c'est un' fameus' leçon ...

Die Gesichter aller sahen erregt aus, aber kein Mitleid prägte sich in den zuckenden Zügen aus. C'est bien fait, murrtten sie.

C'était un' fois su l'kermess' de Brukselle . . .
 Un beau chergent avec un' croix d'honneur . . .
 Y vint d'mander après la petit' Nelle . . .
 On lui racont' es' n'enfant, es' malheur.
 Y la fait v'nir, — car el beau militaire
 C'était Lamin qui lui donnait pardon . . .
 Qui lui disait: de t' n'enfant j's'rai l'monpère . . .
 Pou la jeuness' c'est un' fameus' leçon.

Nun brach die Bewunderung los. Hoch, Pitje Lamin! Das ist einer, ein Braver! Sie hats nicht verdient, die Nelle!

Für diese Zuhörer war das Lied kein Lied nur, es war Erlebtes, Wirklichkeit. Sufse Peeperkoef, der es gesungen hatte, der war ihnen zum braven Pitje selbst geworden.

Hoch, Pitje Lamin, le brave garçon! Sie hoben den Kleinen von seinem Tisch und trugen ihn im Triumph auf den Schultern aus dem Jardin rompu hinaus in die nächste Wirtschaft hinüber; dort sollte ers den andern auch singen, die Geschichte vom braven Pitje Lamin.

Domke und Fintje traten mit den andern ins Freie und merkten nun erst, wie spät es unterdessen geworden war. Fintje hätte noch weiter mitlaufen mögen mit der singenden, johlenden Schar, über deren Köpfen der kleine Sufse in der Luft auf und nieder wippte, wie ein lustiger Hampelmann. Aber Domke, der immer Vernünftige, schüttelte den Kopf.

Jetzt gehn wir heim. Jetzt ist's genug. Ich hab auch kein Geld mehr.

Sie war es auch zufrieden. Die Erregung des soeben Erlebten vibrierte noch in ihr nach. Sie hängte sich an Domkes Arm, ihre großen schwarzen Augen starrten verträumt in die Luft.

Du, mich ärgerts, daß er sie doch noch genommen hat, der gute Pitje. Die hats nicht verdient, so eine! Ich hätte sie stecken lassen, die schmutzige Nelle. Dumm von ihm! Verächtlich warf sie die Lippen auf, und in die verträumten Augen kam schon wieder zuckendes Leben. So eine!

Geh, sei nicht so stolz, sagte der nachdenkliche Domke, sowas passiert den Mädchen leicht.

So, meinst du? rief Fintje böse. Du weißt auch was von den Mädchen, du! Energisch riß sie ihren Arm aus dem seinen.

Meinst du, so wären alle wie die? Ich vielleicht auch? Du würdest dich gar nicht wundern, wenn mir einmal so was passierte, nicht? O nein, du kluger Junge!

Fintjes feine Nasenflügel bebten, sie hätte den Domke schlagen mögen hier auf offner Straße, aber dafür waren sie beide schon zu groß. So streckte sie denn nur stink die Zunge heraus, so lang und hämisch, wie es nur ein in solchen Rünsten geübtes Gassenbolleke fertig bringt, und kehrte ihm mit einem Ruck den Rücken zu, sodaß ihre Haare ihm hart ins Gesicht schlugen, und rannte davon, heimwärts, ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen.

Hätte sies dennoch getan, sie hätte sich gewundert über das glückliche Gesicht, mit dem Domke ihr, die ihn am liebsten geschlagen hätte, nachschaute.

6

Fintje, die unnütze Kellerratte, wollte hoch hinaus. Es steckte ihr so im Blut von den d'el Traps her, sagte die Großmutter kopfschüttelnd. Fintje mochte nicht in der Schenkstube die Gäste bedienen. Sie wollte nicht von trunkenen Männern herumbefohlen und in die Backen gekniffen werden. Papa Toone hätte sie freilich dazu zwingen können, weil sie ja unentgeltlich sein Brot aß. Aber Papa Toone war ein gemüthlicher Kumpan, der jedem gern den Willen ließ, auch wurde er gut allein fertig mit den Gästen. Auch Neele, sein Sohn, betrat die verräucherte Schenke nicht. Domke hielt nach wie vor seine Puppenkinder in Stand und lernte

und las. Bald mußte er die nötige Bildung zusammenstudiert haben, daß er die versprochenen Stücke schreiben konnte. Und Fintje wollte auch lernen, denn sie hatte das müßige Herumhocken im Pouchenellekeller satt, während die alte Großmutter noch tätig und erfolgreich ihres schwierigen Amtes waltete. Sie wollte etwas Feines werden. Später einmal viel Geld verdienen und dann lauter hübsche Dinge an und um sich haben, hauptsächlich viel Blumen, scharfdustende Blumen wie Hyazinthen und Narzissen. Doch daß etwas erreicht würde im Leben, mußte erst gelernt werden, darin hatten die Großmutter und Domke sicher Recht.

Sie war nun fünfzehn Jahre alt und ging in die Lehre zu Madame Gérard in der Hoogstraat. Dort verfertigten sie die eleganten Korsetts, die dann in den teuern Läden des schönen Brüssels an die vornehmen Damen verkauft wurden.

Fintje kam es in dem kleinen Hause Madame Gérard's ungemein reich und großartig vor. Sie bekam zwar außer dem Atelier nur das anstoßende kleine Empfangszimmer zu sehen, worin Madame mit ihren Kunden verhandelte, und in diese ungelüftete, staubige Stube, die Fintje so sehr bewunderte, verirren sich manchmal sogar Damen. Da standen auf dem Kaminsims vergoldete Leuchter und Vasen, zum Schutz gegen Staub und Fliegen in rosa Florleider gehüllt. Und auf einer wunderbar verschörfelten Kommode thronte eine Standuhr aus buntem Porzellan mit einer Gruppe von Schäfern und Hirtinnen und einem flügel-schlagenden Hahn mit ausgerecktem Hals. An der Wand aber hingen große Teller aus demselben bunten Porzellan, und eine kupferne Mutter Gottes stand auf einem Eckbrett, und weil sie nicht vergoldet war, wurde sie keines Storgewandes würdig befunden und war nun schon bedenklich schwarz geworden. Auf dem Tische lag eine neue Plüschdecke, deren schreiend bunte Farben Fintjes durstige Augen entzückten, mehr noch als die bunten Glasfenster mit den moderngewundenen Wasserrosen, die die untere Hälfte der ungeputzten Fenster verdeckten.

Es stand auch ein kleines Sofa in dem Zimmer, auf dem in genialer Anordnung die schillernden geblühten Seidenstoffe aufgebauscht lagen, aus denen Madame Gérard ihre Korsetts herstellte. Fintje fühlte diese weiche, feine Seide gern zwischen den Fingern, es erleichterte ihr die neue Tätigkeit. Sie war das gebückte Sitzen so gar nicht gewohnt! Doch da die andern Mädchen es aushielten, mußte auch sie sich daran gewöhnen können.

Zu sechsen saßen sie im Atelier vor ihren rasselnden Nähmaschinen. Hell war es nicht, denn das einzige Fenster ging auf die breite Mauer eines mächtigen Schornsteins hinaus, die neidisch dem kahlen Raum Luft und Licht verwehrte. Hob Fintje mit einem Seufzer den Kopf von der Arbeit mit sehnsuchtsvollen Augen, die nach einem Stückchen blauem Himmel verlangten, sah sie immer nur diesen breiten, düstern Schornstein. Doch die andern sahen ja auch nicht mehr.

Auf dem dunkelsten Platz saß Belöke, die bucklige kleine Belöke mit dem alten verschrumpelten Gesichtchen. Die war bescheiden und fleißig.

Hochmütig aber war Truitje, die große blonde Weinhändlerstochter, nur die rothaarige Rosalie mit den lecken Augen und der schlagfertigen Zunge hatte sie sich zur Freundin erwählt.

Und da war Nelle, die hübsche schwarze, faule Nelle, die ihre Arbeit hinwarf, sobald Madame zur Tür hinaus war, und unaufgefordert alle Skandalgeschichten ihrer Nachbarschaft zum besten gab; und Koozje, das magre, freundliche Geschöpf mit den heftisch roten Backen und den eingesunkenen, glänzenden blauen Augen, von der jedemann, nur sie selbst nicht wußte, daß sie nur noch kurze Zeit zu leben hatte. Und Berta saß da, fleißig über ihre Arbeit gebeugt, die Tochter aus der Wirtschaft zum „Heiligen Geist“, deren Vater im Zuchthaus saß, während ihre Mutter allein die Wirtschaft führte. Es sollte böß hergehn im „Heiligen Geist.“

Die aber, die ihre Maschine dicht neben der Fintjes stehn hatte, war Mieke, die hübscheste, stillste und sanfteste von ihnen allen, Mieke, die sich Fintje zur Freundin auserkoren hatte.

Eintönig rasselten die Maschinen, die glatte Seide hingte sich an die warmen

Hände der Mädchen fest. Und die jungen Augen, die in dem trüben Halbdunkel der Stichtlinie unverrückt folgen sollten, brannten. Oft zitterten die Finger der Arbeiterinnen vor Ungebuld. Der scharfe Essensgeruch, der manchmal aus der benachbarten Küche in das Atelier strömte, erregte die jungen immer hungrigen Geschöpfe. Doch ob sie auch das Fenster weit aufrißen, immer stand da der Kamin und verwehrt neidisch Luft und Licht den Eingang.

Oft sangen sie. Am häufigsten ein Liedchen vom Frühling und von der Liebe.

Sans amour la vie n'est que misère — sans amour — sans amour — sangen sie alle zusammen, die verhaltenen Mädchenstimmen zitterten mit scheuem Flügelschlag über dem lärmenden Treiben der gleichgiltigen geschäftigen Maschinen.

Mit ihrem trägen Gang schwanke die dicke Madame Gérard zwischen dem Atelier und dem Empfangszimmer hin und her. Sie war eine echte Marollienne, wenngleich eine vornehme, reiche. Das feine Wallonenköpfschen thronte fremdartig über dem allzu üppigen Körper der Flamänderin. Mit künstlerischem Raffinement frisiert umrahnte das schwarze Haar in gebauchten Wellen ihr junges, schönes Gesicht.

Sie ging in leichter, weißer, spitzenarterter Bluse und weißleinem Unterrock einher, denn ihrem blühenden Fett war immer zu heiß, und einen Kleiderrock trug sie nur Sonntags auf der Straße. Nachlässig haushete sie vor ihren Kunden die schillernden Seidenstoffe zur Auswahl aus und schrieb träge die Maße auf. Sie mußte, daß es ihr an Bestellungen nie fehlen würde. Ihr Haus arbeitete zu gut und zu billig, schon ihre Mutter hatte das Geschäft zu seinem jetzigen Ruf gebracht. Und nebenan arbeiteten fleißig ihre Mädchen, die ganz jungen umsonst, die ältern für geringen Lohn. Und dazu verdiente auch noch ihr Mann, der Schlosser, der unter Madames Räumen seine Werkstatt hatte.

Sie und da kam er einmal herauf ins Atelier. Die gebückt sitzenden Arbeiterinnen richteten sich unwillkürlich gerade auf, wenn sie seine Schritte die Treppe heraufkommen hörten. In ihrem Weiberinstinkt fuhren sie geschwind mit ordnender Hand über die Haare, und in den arbeitsmatten Augen glühte neues, funkelndes Leben auf. Trat der Schlosser unter die Tür, hoben sie alle die Köpfe, sogar die bucklige kleine Belöke bemühte sich, eine gefälligere Pose anzunehmen. Denn sie waren alle arme gefangne kleine Vögel, denen nach Sonne und Liebe verlangte in ihrem dumpfen Arbeitsraum, und die es schon dankbar empfanden, wenn die Tür einmal aufging, und ein Abgesandter des Lebens, ein Mann, unter sie trat, und wenns auch nur ein schwarzberufter Schlosser war, nur der spärlichverdienende Gatte der vielverdienenden Patronin.

Nun, immer fleißig, ihr Mädchen? fragte regelmäßig der Schlosser, indem er sich lauernd umsah. Hatte er sich von der Abwesenheit Madames überzeugt, trat er hinter den Stuhl eines der Mädchen und kniff es mit der geschwärzten Hand in die Backe oder tätschelte ihr liebevoll Hals und Arm. Nun, Kleine, hast du denn schon einen Liebhaber, he?

Darauf gab ihm das Mädchen eine troke Antwort, oder es kicherte oder erötete verschämt, je nach dem Temperament. Der Schlosser machte keinen Unterschied. Er trat einmal zu dieser, dann zu jener. Wenn aber Madame hereinkam, erbat er sich in aller Höflichkeit von ihr den Keller Schlüssel und verschwand wieder. Dann senkten sich die sechs Köpfe, und langsam trat in den jungen Gesichtern die frühere Müdigkeit wieder zutage. Weiter schlichen die Stunden, bis die rostige Wanduhr endlich das Zeichen zum Feierabend gab. Dann packten sie zusammen, die einen hastig, die andern langsam, zögernd, denn nicht alle kehrten gern aus dem düstern Atelier in ihr Heim zurück. Für manche bedeutete dieses sitzende Arbeiten an der Maschine ein Ausruhen und Feiertaghalten.

Die letzte von allen, die die steile Treppe in Madame Gérard's Haus hinunterkam, war immer Mieke. Trotzdem wartete das eilige, unruhige Fintje Tag für Tag geduldig auf die stille Freundin mit dem sanften Madonnengesicht. Sie hatten ein und denselben Weg, denn Mieke wohnte auch in einer Impasse der Hoogstraat, in dem engen, übertriehenden Roten Röschengang. Die Mädchen hatten sich nie

den Kopf darüber zerbrochen, wie der düstere Schlupfwinkel armer Lumpensammler zu dem lieblichen Namen gekommen sein mochte. Sie erfreuten sich ja alle der düstern, poetischsten Bezeichnungen, die unsaubern Höhlen und Gänge des Quartier des Marolles. Das klang wie Notjchreie entbehrender, in Schmutz und Armut versinkender Menschheit: Palmen-, Kamelien-, Blauweilchengang! Der Sireneingang, die Gasse des Gebets, des Heiligen Geistes! Fintje selbst wohnte ja im Windengang. Winden aber sind leichte, feine, wehende Sommerblumen!

Arm in Arm schlenderten die jungen Marolliennes die Hoogstraat hinauf. Langsam ging Mieke, als eile es ihr nicht, heimzukommen; das schöne Gesicht hielt sie beharrlich gesenkt. Fintjes Augen dagegen suchten hungrig die spärlichen Himmelsflecken, die gleich hellen Vorhängen die kurzen Seitengassen der Hoogstraat abschlossen. Mieke aber mochte in diese lichten Himmelsausschnitte nicht hineinsehen, weil in jedem ein großer, dräuender Schatten stand: der Justizpalast. Wie eine übernatürliche, düstere Erscheinung ragte er in den farbenfrohen Abendhimmel hinein.

Mieke hatte einen großen Bruder, der viele Nächte auswärts zubrachte, und wenn er einmal heimkam, meist eine größere Summe Geldes mitbrachte, obschon er nirgends in Arbeit stand. Der Stiefvater fragte nicht, woher das Geld käme, und die Mutter auch nicht, sie waren alle froh darüber. Aber eine böse Ahnung sagte es Miefen, eines Tags werde der Bruder nicht heimkommen, und jedesmal, wenn der Justizpalast, wo die Verbrecher gerichtet wurden, ihr vor die Augen kam, packte sie die Furcht.

Mieke war ein schweigames, nach innen gekehrtes Geschöpf; trotzdem schloß sich das lebhafteste Fintje eng an sie an, es sah mit einer Art scheuer Bewunderung auf zu ihr, die immer gut blieb und sanft und nie böse Worte gab. Mieke hatte sich die Erlaubnis, Madame Gérard's Atelier besuchen zu dürfen, mühsam erringen müssen, denn die Mutter hätte es lieber gesehen, wenn die Tochter ihr bei dem übertriebenen Lumpengeschäft tätig zur Hand gegangen wäre. Die Mutter, alt und gebückt von den Jahren, war eins der Lumpenweiber, die im Morgengrauen mit ihrem grauen Sack Brüssels Straßen durchwandern. Heb je keen vodden en beenen? Ihre Stimme klang heiser von dem ewigen eintönigen Ruf. Miefens kleine Schwester, das Wantje, war der müden Mutter ein Dorn im Auge: noch ein unnützer Mund weiter zu stopfen! Wantje wurde herumgestoßen und ausgezankt. Miefen fiel es schwer, das mit anzusehen, weil sie die kleine Schwester mit einer heißen, mütterlichen Zärtlichkeit liebte. Und ihr höchster Wunsch war nun, es so weit zu bringen, daß sie einst allein für das Wantje sorgen könnte, und daß sie dieses einmal mit ihr geborgen in dem Zimmer bei Madame Gérard arbeiten sähe. Wenn Mieke von daheim erzählte, sprach sie nur von dem Wantje, lieber aber hörte sie Fintje erzählen vom Bouchenellekeller, von der Hexe und vom Marionettenonkelchen. Fintje, die immer noch bei der Großmutter in dem engen Kellerverschlag schlafen und des Abends in Domkes erleuchteter Stube sitzen durfte, kam der Lumpensammlers-tochter aus dem Roten Rösschengang vor wie eine glückliche junge Prinzessin.

Fintje selbst aber wollte noch viel höher hinaus, sie war eine d'el Trap. Ein ungewisses Zukunftsbild schwebte ihr vor, ganz in Duft und Licht gewoben, eine Vision, wie sie gern in düstern Kellern geboren wird. Das Stillsitzen und Steppen und Fischbeinannähen im Korsettgeschäft, das bedeutete für sie nur die erste Stufe auf dem Wege in die Höhe, sicher die langweiligste, geduldheischendste von allen.

Wenn nur bald wieder Kirmes wäre! Wenn nur schon Fastnacht wäre! Wenn sich nur irgendetwas ereignen wollte! So eilig hatte es Fintje mit dem Leben! Endlich hatte sie Miefen etwas Neues zu erzählen.

Ein Fremder war zu Papa Doone in die Schenkstube getreten und hatte um Anstellung bei dessen Theater gebeten. Papa Doone war das Angebot just gelegen gekommen, weil es ihm bei den Aufführungen an Stimmen fehlte. Der Fremde nannte sich Jan l'Grand und gab vor, Schauspieler bei einer herumziehenden Theatertruppe gewesen zu sein, was sein modulationsreiches Organ, seine vornehmen Bewegungen und sein schriftreines Französisch auch beglaubigten. Er saß viel als

stummer Zuhörer zwischen den Gästen in der Schenkstube, fing er aber einmal an zu reden, schwieg gleich alles um ihn her, weil er redete wie ein Buch, gewandt und klug; das haftete ihm wohl noch von seinen großen Bühnenrollen an. Und das hatten die Leute gern, einen feinen Schauspieler umsonst diskurieren zu hören; also war Papa Toone froh über diesen hereingeschnittenen Gehilfen. Und auch Fintje war erfreut über den neuen, interessanten Hausgenossen.

Sie hatte es jetzt immer sehr eilig, aus dem Geschäft heimzukommen, und stürmte dann gleich in Domkes Stube, wo um diese Zeit der schlanke, große Fremde neben dem kleinen Domke am Tische saß, auf dem immer noch die grünbeschirmte Petroleumlampe leuchtete, und die reparaturbedürftigen Marionetten bunt herumlagen. Der Fremde war nicht so emsig und geschickt mit den Fingern wie Domke, obgleich er schmale und wohlgepflegte Hände hatte. „Faulzerhände,“ sagte Domke verächtlich. „Schauspielerhände,“ dachte Fintje, und „Schauspieleraugen,“ fuhr sie in Gedanken fort, wenn er die scharfblickenden graublauen Augen unbekümmert um das Fortschreiten seiner Arbeit aufmerksam in der Stube umhergleiten ließ, über Domke und die Großmutter und über sie selbst. Solche Augen hat er gemacht, wenn er einen kühnen Ritter zu spielen hatte oder einen mächtigen Fürsten oder gar einen liebenden Prinzen, philosophierte Fintje, so scharfe, kluge, liebe Augen. Und sie, die das Erröten bisher nur vom Sagenhören gekannt hatte, fenkte tief das blasse Gesichtchen, in das jählings heiße Blutwellen stiegen, sobald diese Augen eine Weile auf ihr haften blieben.

Anwillkürlich dämpfte sie ihre schrille, ungeschulte Stimme, wenn sie zu Jan l'Grand sprach, der immer in einer ruhigen und gesitteten Weise redete und nie gemeine Schimpfwörter gebrauchte. Sie fühlte einen Unterschied heraus im Wesen dieses Fremden gegen das der übrigen Bewohner des Windengangs, wengleich er nicht besser gekleidet ging als diese. Und auch die Großmutter empfand den Abstand. Sie ließ sich herbei, eingehender mit ihm zu reden und seinen Antworten einige Aufmerksamkeit zu schenken, als läge es ihr nicht gar fern, sich in diesem und jenem von ihm belehren zu lassen, sie, die Hexe, die den Haufen bitterer Erfahrungen auf dem Herzen lasten hatte und alles tiefer durchgrübelt hatte als die übrige gedankenlose Menschheit um sie her. Und doch war er noch jung, der ihr in manchem Punkte mit überzeugendem Eifer das Gegenteil ihrer Ansichten beizubringen suchte. Schüttelte sie auch den Kopf dazu, sie hörte ihn doch an. Seltsam aber war es, wie sich dieser fremde junge Mensch die traurigen Geschichten der Alten zu Herzen nahm. Verwundert sah Fintje ihn an, wenn sich während des Zuhörens seine Brauen wie im Schmerz zusammenzogen, die Stirn sich zornvoll faltete, und die Hände sich zu Fäusten krampften, als habe er, er selbst veräümt, das Schreckliche, von dem die Alte erzählte, von den unglücklichen Geschöpfen abzuwenden. Über eins konnten sie sich nie einigen, die Großmutter und der Fremde: der junge Mensch behauptete, das Gesetz sei da zum Schutze der Schwachen, die Hexe aus dem Pouchenellekeller aber erklärte, das Gesetz helfe dem Starken gegen den Schwachen, dem Manne gegen das Weib, dem Vater gegen die Kinder.

Ihr kennt die Gesetze nicht, sie wollen schützen, nicht vernichten, ereiferte sich der junge Mann. — Ich hab Euch aus dem Leben meiner Kinder erzählt, hat das Gesetz sie geschützt? Hat es mich geschützt, als ich, ein schwaches Kind, hinging, um seine Hilfe anzurufen? Hat es die Kinder nicht von den Vätern vernichten lassen? Oder hat es den Männern das Mißhandeln ihrer Frauen verboten? Oder hat es ihnen das Trinken untersagt?

Dann schwieg der wortgewandte Fremde und starrte mit nachdenklichen, traurigen Augen vor sich hin. Und der Staat der Marionette, die er in Arbeit hatte, machte keine Fortschritte.

Berächtlich entzog sie Domke endlich den Händen des Träumers. Faulzer, zischelte es dabei zwischen seinen schmalen, blutlosen Lippen.

Domke konnte den Fremden nicht leiden. Er duldete ihn nur widerwillig in seinem Zimmer, an seinem Tische. Konnte der Komödiant nicht bei den Schwägern

in der Schenkstube bleiben, fleckte die Arbeit etwa, die er im Puppenlazarett vorzunehmen vorgab? Waren sie nicht früher immer allein fertig geworden, er und Fintje? Jetzt arbeitete auch Fintje nicht mehr mit dem alten Eifer, sie sah über ihre Arbeit weg nach dem Fremden und horchte mit geteilten, gierigen Lippen auf alle seine glatten Reden. Warum saß er hier und redete klug mit der Heze? Nicht um der Arbeit willen, auch nicht um der Heze alte Geschichten anzuhören, sicher nicht. Warum er dasaß und sich in Eifer redete und feurige Augen machte, das glaubte Domke genau zu wissen. Und daß Fintje mit offener Bewunderung auf ihn sah, preßte Domke heimlich bei der Nacht bittere Zornestränen aus. Freilich, es war leicht zu begreifen, der Fremde war groß und schlank und in schönen Reden gewandt, wie ein richtiger Herr, er mußte ihr außerordentlich klug und begehrenswert erscheinen: denn die Mädchen sehen auß' Äußere, sie erraten nicht, wie es im Innern eines Mannesherzens aussieht, und ahnen die Klugheit nicht, solange sie sich nicht in klingenden Worten offenbart.

Und Domke zündete des Nachts seine Lampe wieder an und griff nach dem Bogen unter seinem Strohsack und schrieb und schrieb an seinem ersten Theaterstück, wobei die Tränen ihm auf den glühenden Backen trockneten.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. „Indemnität“ — difficile est, satiram non scribere! Der Hauptschuldige am ganzen südwestafrikanischen Unheil, der Reichstag, verlangt Indemnität. Nicht etwa für sich beim deutschen Volke, das ihm nur zu viel zu verzeihen hat, sondern die verbündeten Regierungen müssen um Indemnität bitten, weil sie ohne den Reichstag, vielleicht trotz dem Reichstag alle Mittel, die irgend geeignet erschienen, ergriffen haben, den Aufstand niederzuschlagen. Das heißt doch, den Konstitutionalismus durch den Parlamentarismus ertöten und parlamentarische Machtfragen an die Stelle der Landesinteressen setzen! Und doch darf man es dem Reichstage kaum übelnehmen. Er ist verhältnismäßig noch sehr jung, und es geht ihm in manchen Stücken wie dem Kleinstädter in der Großstadt, der sich dort nicht hinreichend „estimiert“ glaubt. Wenn man in England so verfahren wollte, wo die Kolonialkriege eigentlich in Permanenz sind, so käme dort die Regierung aus dem Indemnitätsbegehren gar nicht heraus. Die britische Regierung macht aber noch ganz andre Dinge ohne das Parlament und ohne den Formalismus der Indemnität. Man denke an die Bewegung in der englischen Flotte nach dem Zwischenfall von Hull! Ja ja, „das Meer macht frei.“ Aber nicht nur die Völker und die Regierungen, sondern auch die Parlamente, diese namentlich frei von dem Parlamentsbureaufkratismus, der bei uns eine so große Rolle spielt und abermals beweist, daß der Deutsche ohne Bureaufkratie trotz allem Zetern über sie nicht leben kann. Ist keine Staatsbureaufkratie vorhanden, so hat er dafür die der Gemeinde und der Selbstverwaltung, die der des Staats nichts nachgibt, sondern sie treulichst zu kopieren sucht; dem Regierungsapparat des Staats im ganzen aber setzt er selbstbewußt die Parlamentsbureaufkratie gegenüber. Ein förmliches Wettlaufen: Bebel, Zentrum und Nationalliberale — auch du, Brutus! — um die „Indemnität,“ nicht einmal die Rechte mochte bei diesem Wettlauf zurückbleiben, um nicht der „Preisgabe von Volksrechten“ geziehen zu werden. Weniger tragisch nahm Graf Bülow die Sache: Indemnität? Mit Vergnügen! So viel Sie haben wollen!

Dem ruhigen Beobachter drängt sich aber doch die Frage auf: Genügt es denn wirklich nicht für eine ernste, sachgemäße, nicht auf Sensation und auf Stimmenfang gerichtete Behandlung der Geschäfte des Landes, wenn die Regierung den